



Die Tauchergruppe der Berufsfeuerwehr im Einsatz

# Ein Leben für den Katastrophenfall

Wie ich zur Feuerwehr kam? Eigentlich müsste ich ja jetzt antworten: „Um Menschen zu retten!“ Aber das wäre gelogen. Die Wahrheit ist schlicht und einfach, dass es in meinem Fall eher Zufall war. Anfangs der siebziger Jahre arbeitete ich als Elektrotechniker, wollte aber eigentlich etwas anderes tun. Doch was? Ich wurde zuerst Lokomotivführer und dann Bademeister, aber trotz der bestandenen Examen mochte ich keinen der beiden Berufe ausüben. Bei der Grillparty einer Freundin lernte ich dann – als gebürtiger Öslinger und Fremder in der Hauptstadt

– einen Berufsfeuerwehrmann kennen. Und der erzählte mir, dass er und seine Kameraden jeden Morgen während der Arbeitszeit gemeinsam frühstückten und mittags zusammen kochten und aßen. Ich wohnte damals allein in Luxemburg und war gerade mal neunzehn Jahre alt. Frühstück und Mittagessen organisieren – das waren meine wahren logistischen Probleme. Jetzt sah ich eine konkrete Chance, sie zu lösen. Und so kam ich zur hauptstädtischen Berufsfeuerwehr, also eigentlich aus purem Eigennutz!

Der Autor  
als Froschmann



© Sammlung René Closter



Die Berufsfeuerwehr war seinerzeit – man schrieb das Jahr 1973 – natürlich noch nicht das, was sie heute ist: Wir hatten eine 56-Stunden-Woche, einmal alle drei Wochen gab es „de laangen Tour“, d.h. eine 24-Stunden-Schicht an der Reihe, und nur jedes dritte Wochenende hatten wir dienstfrei. Verschiedene Teile unserer Ausrüstung, wie z.B. Schutzhandschuhe, mussten wir selber kaufen. Auch der Fuhrpark war noch keineswegs auf dem heutigen Stand: So gab es damals noch den so genannten „Fleischwagen“, eine Ambulanz, welche mit jeweils zwei übereinanderliegenden Tragen zum Transport von vier Patienten ausgerichtet war. Dieses Gefährt kam hauptsächlich bei schweren Unfällen zum Einsatz, und solche gab es damals viel mehr als heutzutage.

## 120 Verkehrstote

Wenn mich meine Erinnerungen nicht trügen, hatten wir damals in einem Jahr mindestens 120 Verkehrstote. Auch die Feuerwehrgewagen waren nicht besser. Ich erinnere mich an ein Löschfahrzeug, die gute alte LF16, bei dem regelmäßig während der Fahrt die Türen aufsprangen. Einmal kamen wir in Eile bei einem Brand an, hatten jedoch keine Schläuche mehr, weil unterwegs mal wieder zwei Türen aufgesprungen waren und die Löschschläuche über die Straße kullerten. Und einmal sprang die Tür des Mannschaftsraumes in der Kurve an der Place de l'Etoile auf, und nur durch glückliche Umstände konnte verhindert werden, dass ein Feuerwehrmann über Bord ging. Damals hatten wir fast täglich einen Brandeinsatz, was u.a. darauf zurückzuführen war, dass noch viel mit Holz geheizt und gekocht wurde, und dass wir auch viele Einsätze über die Stadtgrenzen hinaus fahren mussten.



Explosionskatastrophe im Pfäffenthaler „Béinchen“-Viertel (30. Mai 1976)

Evakuierung in Hollerich zur Zeit der „Bommeleer“-Affäre in den achtziger Jahren



Die Ausbildung in jenen Jahren eher rudimentär, und gelernt wurde vor Ort durch Praxis! Also, wie man heute sagen würde: *Learning by doing!* Und wenn gar nichts mehr ging, dann half immer die autoritäre Stimme des damaligen Kommandanten, dass man etwas schneller lernte. Klein an Gestalt, aber mit der Stimmgewalt eines deutschen Feldwebels ausgestattet, hielt er auf eine eiserne Disziplin, und so genannte „Weicheier“ hatten bei ihm keine Chance. Der Monatslohn eines Berufsfeuerwehrmanns war damals eher bescheiden, und ich glaube mich zu erinnern, dass ich mit knappen 13.000 Franken mein Leben bestreiten musste. Was natürlich bedingte, dass damals fast jeder von uns so ganz nebenbei als Maurer, Schlosser, Anstreicher oder, wie ich, als Elektromonteur ein paar Zusatzbrötchen verdienen musste.

Ich persönlich hatte mich relativ früh für die so genannte „weiße Feuerwehr“, den Ambulanzdienst entschieden. Doch der steckte damals noch in den Kinderschuhen: „Aufladen und Abfahren“ war die Devise, und von kompetenter Erstversorgung oder gar Hilfe durch den Notarzt konnte noch keine Rede sein. Doch immerhin war hier mehr los, es gab mehr Action, was meinem



ungeduldigen jugendlichen Charakter besser entsprach. Denn es brannte für mich nicht oft genug, während die Krankenwagen jeden Tag Einsätze führen.

So hatten wir, wenn ich mich recht erinnere, an einem einzigen Tag mehr als siebzig Einsätze. Der Grund: Glatteis!

## 14000 Einsätze

Einmal habe ich sogar einen Hund wieder zum Leben erweckt, und zwar bei einem Hausbrand im Rollingergrund. Ein Kamerad von der Feuerwehr trug das arme Tier, eine Promenadenmischung, aus dem ausgebrannten Haus. Da dachte ich mir: „Jetzt versuchst du den mal zu reanimieren.“ Und tatsächlich: es gelang! Ein Fotograf des *Républicain Lorrain*, der vor Ort war, fotografierte mich während meiner Wiederbelebungsversuche mit dem Vierbeiner.

Wenige Tage später rief mich mein vor vielen Jahren ausgewanderter Onkel aus Montréal an. „Du, hier ist ein Bild von dir in der Zeitung“, teilte er mir mit. Und auf dem Foto: Ich in der Nacht kniend vor dem Hund, beim Wiederbeleben. Offenbar war das Foto um die Welt gegangen. Die Rettungsaktion brachte mir übrigens auch eine Auszeichnung des Tierschutzvereins ein, und einige Jahre später musste ich die Szene aus dem Rollingergrund für *RTLplus* nachspielen, und zwar für die Sendung „Die einfach tierisch gute Tat“.



*Eine tierisch gute Tat*



*Teamwork*

## Ein Leben für den Katastrophenfall

Ich denke mal, dass ich bis heute bei etwa 14000 Einsätzen dabei war. Wie alle Feuerwehrleute habe ich Tote und Sterbende gesehen und auch Angehörige, die nicht loslassen konnten. Als 1976 bei einer Gasexplosion im Pfaffenthal achtzehn Häuser explodierten, wurde ein Kollege im Einsatz lebensgefährlich verletzt. Es gab einen dumpfen Knall, und plötzlich lag er dann einfach leblos da.

Einige Zeit später, ich war mit Freunden in London, platzte neben mir ein Luftballon. Und ich tauchte unter dem nächsten Tisch unter und hielt mir die Hände über den Kopf: Offenbar hatte mich, wie die Psychologen sagen, der Einsatz im Pfaffenthal traumatisiert.

Es gibt Bilder, die ich nie vergessen werde, Situationen, die sich in mein Gedächtnis eingegraben haben. Ohne den Korpsgeist, der uns alle verband, hätte ich das wohl kaum durchgestanden. Diese Kameradschaft, dieses Füreinander einstehen, sich absolut aufeinander verlassen können – das ist es, was die Feuerwehr ausmacht und was mich bis heute immer noch motiviert.



Natürlich gab es auch Reibereien untereinander, es „menschelte“ des öfteren, besonders wenn mal nicht viel los war. Aber wenn es drauf ankam, sind wir dann immer wieder gemeinsam durch den Dreck und durch die Gefahr gegangen und haben zusammen gehalten wie Pech und Schwefel.

Wir haben zusammen viel geblödet und viel gelacht. Vor allem während der 24-Stunden-Schicht, die von Sonntagmorgens acht Uhr bis Montagmorgens acht Uhr dauerte. Im Sommer landete man regelmäßig mit voller Montur im eisigen Wasser des im Hof installierten Beckens. Einmal bin ich zum Beispiel rein aus Blödsinn die 44-Meter-Leiter raufgeklettert, ohne Sicherheitsleine! Es kam auch schon mal vor, dass sonntags mit Pylonen eine Slalomstrecke bis zum Hygienenienst aufgestellt und dann mit unseren Privatwagen ein Slalomrennen durchgeführt wurde. Das ging so lange gut, bis einmal ein Einsatzwagen und einer der „Rennwagen“ im Tunnel der Kaserne sich Stossstange an Stossstange wiederfanden.

Oft saßen wir nach Einsätzen auch einfach nur bedrückt beisammen. Aber wie auch immer: Ich bin in meiner Seele immer ein Feuerwehrmann geblieben. Und deshalb bin ich sehr froh, dass mein Sohn jetzt auch bei der städtischen Berufsfeuerwehr ist.

René Closter



© Sammlung René Closter



„Diese Kameradschaft, dieses Füreinander entstehen, sich absolut aufeinander verlassen können – das ist es, was die Feuerwehr ausmacht und was mich bis heute immer noch motiviert.“

„Seitdem ich die Menschen kenne, liebe ich die Tiere.“  
Arthur Schopenhauer